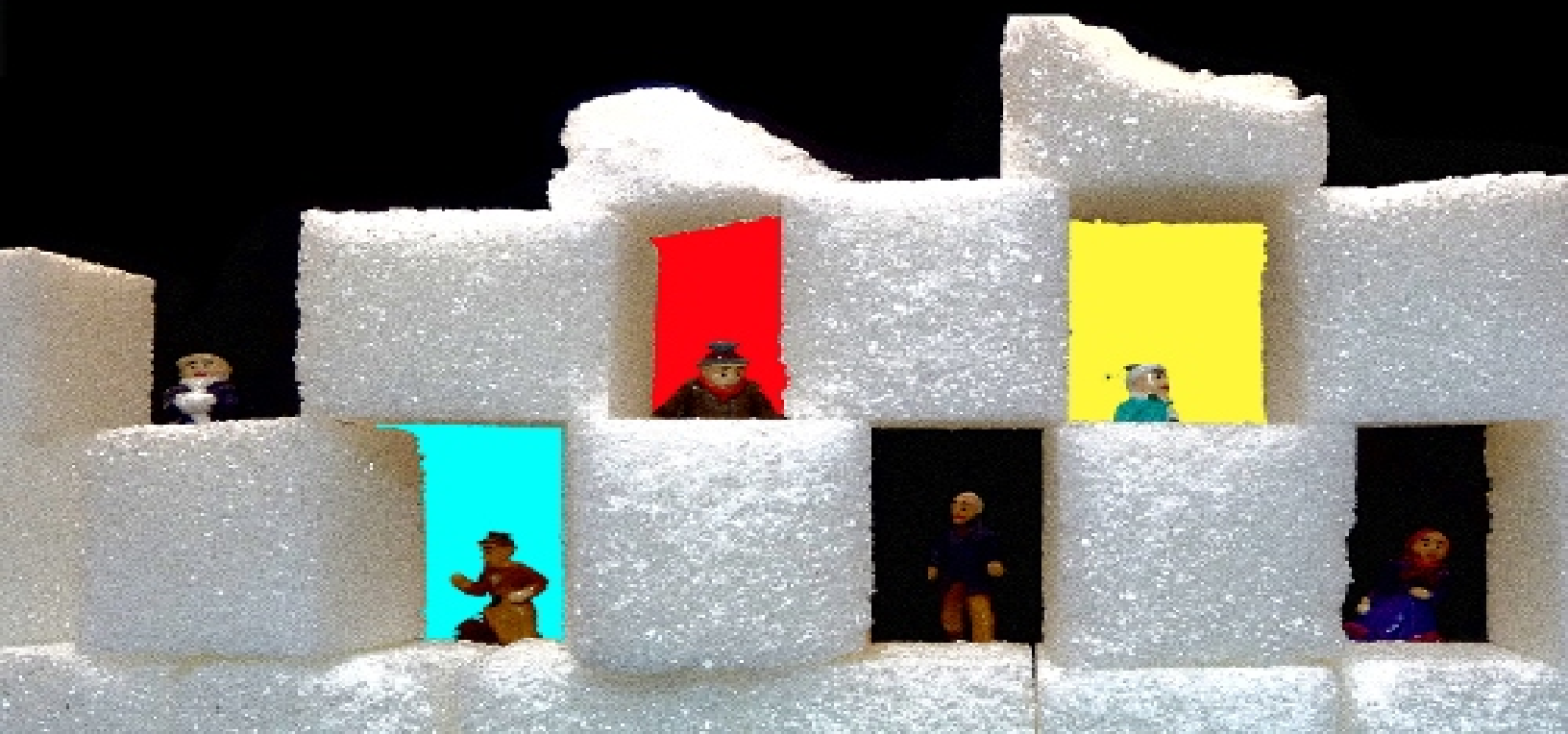


Hans Oberleithner

Zuckers Dilemma

Ein bittersüßer Thriller
aus der Welt
der Wissenschaft



Hans Oberleithner

ZUCKERS DILEMMA

Ein bittersüßer Thriller aus der Welt der
Wissenschaft

Dieses ebook wurde erstellt bei

neobooks.com

Inhaltsverzeichnis

[Titel](#)

[In eigener Sache](#)

[Schrulling](#)

[Agatha](#)

[Pablo](#)

[Sophia](#)

[Fanni](#)

[Tim](#)

[Vermutung](#)

[Verdacht](#)

[Mörderkristall](#)

[Zweifel](#)

[Entschluss](#)

[Erwachen](#)

[Schrecken](#)

[Paranoia](#)

Flucht

Nachspiel

Reflexionen

Albtraum

Monolog

Hypothese

Experiment

Brainstorming

Analyse

Rio de Janeiro

Kyoto

Moskau

Cambridge

Traumwelt

Erfüllung

Zwillingsbrüder

Leere

[Flut](#)

[Kampf](#)

[Leid](#)

[Selbstfindung](#)

[Heimchen](#)

[Impressum neobooks](#)

In eigener Sache

Salz ist Zuckers Zwillingsbruder.

Als unverbesserlicher Experimentator habe ich den Versuch gewagt, „mein Erstlingswerk“ *Natriums Dilemma* in *Zuckers Dilemma* umzuschreiben. Um gleich im Vorfeld Prügel von mir abzuwenden, möchte ich dieses *Eigenplagiat* mit drei grundlegenden Eigenschaften rechtfertigen, die *Zucker & Salz (Natrium)* gemeinsam haben:

Ohne *Zucker & Salz* ist Leben nicht möglich
Etwas *Zucker & Salz* macht das Leben schön
Viel *Zucker & Salz* verkürzt das Leben

So kam mir in den Sinn, einfach *Salz* gegen *Zucker* auszutauschen, den Verlauf der Geschichte aber so *werktreu* wie möglich zu belassen. Mein wissenschaftliches Gewissen hat mich dann doch gezwungen, da und dort *physiologische* Anpassungen vorzunehmen, um *Zucker & Salz* noch ein gewisses Eigenleben zu ermöglichen.

Die Namen der Protagonisten habe ich verändert um zu signalisieren, dass nicht nur *Moleküle* austauschbar sind sondern auch ganze *Menschen* (zumindest in der Fiktion).

Trotzdem bleibt die *Story* scheinbar dieselbe. *Scheinbar*, denn Salz löst in uns andere Gedankengänge aus als Zucker.

Und auf einmal befindet man sich in unterschiedlichen Welten, trotz aller anfänglichen Gemeinsamkeiten ...

Der Autor

Alle vorkommenden Personen, Ereignisse und Handlungen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist unbeabsichtigt

Schrulling

Labormief schlägt ihm entgegen als Schrulling, Professor für Lebenswissenschaften und berüchtigter Zuckerhasser, an einem nebligen Montagmorgen im Jahr 2000 sein Institut betritt. Ein paar Stimmen dringen dünn aus den Katakomben, wie er die im Souterrain gelegenen Labore benennt, und verebben rasch, sobald er den, von Kaffeeflecken geadelten grauen Filzboden seines Arbeitszimmers betritt. Er entledigt sich der Winterjacke, wirft seinen Rucksack in die Ecke und geht auf die seinem Zimmer gegenüberliegende Toilette, um die Gläser seiner Hornbrille mit einem Streifen Papier vom Wasserdampf zu befreien. Dabei blickt er in den Spiegel über dem Waschbecken. Er mag diese kurzen Momente, wenn er ohne Brille sein Gesicht betrachtet. Es ist dann weichgezeichnet, die groben Falten seiner Stirn und die Muttermale auf seinen Wangen sind dann zu sanften Wellen und dezenten Schatten mutiert, was ihn in gewisser Weise fröhlich stimmt, sodass er seinen morgendlichen Rundgang durchs Institut mit gewöhnlich guter Laune beginnt.

Sein erster Stopp ist gleich nebenan, in der *Kommandozentrale*, wie das kleine Geschäftsbüro von *Insidern* gern genannt wird. Frau Herrlich, Seele des Instituts, blickt etwas besorgt durch ihre grün geränderte Brille am Bildschirm vorbei zu ihm hin, während er sich auf eine türkisfarbene *Philippe Starck* Couch fallen lässt. Es ist das einzige Designermöbel, das ihm die Universität im Zuge seiner Berufung vor mehr als 20 Jahren erlaubt hatte anzuschaffen. Das grüne Licht kam allerdings erst nach seiner schriftlichen Begründung, dass die Farbe *Türkis* nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen den Stress von Studierenden, die auf dieser Couch ihr Examen erwarteten, erheblich senken würde. Schrulling erinnert sich jedes Mal mit Schmunzeln, wenn er sich auf diese

Couch niederlässt, wie er den entscheidungsbefugten Verwaltungsbeamten letztlich damit gefügig gemacht hatte, indem er einen im *Journal of Color Psychology* publizierten Artikel seinem Begründungsschreiben hinzufügte. Er hatte die innere Gewissheit, dass der Empfänger von diesem in Fachchinesisch verfassten Artikel gleichsam beeindruckt wie überfordert sein würde. Uns so war es auch.

Es gebe dicke Luft im Zellkulturlabor, sagt Frau Herrlich mit einem magischen Schwingen in ihrer Stimme, wohl um dieser Botschaft mehr Eindringtiefe in Schrullings Hirnrinde zu verschaffen. Irgendetwas *Komisches* laufe gegenwärtig da unten ab. Sie teile ihm das lieber gleich mit, damit er sich innerlich darauf einstellen könne. Schrulling hat sich an diese Art von morgendlichen Botschaften gewöhnt, es erzeugt in ihm nicht mehr diese gewisse Enge im Hals, wie er sie früher verspürt hat, als er noch jung und unerfahren war. Inzwischen hat er sich ein reiches Repertoire an Strategien zugelegt, um solchen Situationen zu begegnen. Zum Beispiel, aufmerksames Zuhören, begleitet von nachdenklichem Kopfnicken, um das aufgeworfene Problem still und leise auszutrocknen. Oder, penetrantes Hinterfragen, um das Problem emotional einzudampfen, bis es, entkernt und geschrumpft, seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat. Oder auch, mit ein paar lockeren Bemerkungen das Problem weglächeln, so, dass es den Nimbus der Ernsthaftigkeit einbüßt. So begibt er sich also gut gewappnet nach unten in die Katakomben.

In fahles Neonlicht getaucht, trifft er auf seine Mitstreiter. Sie haben sich um den Brutschrank gruppiert, dem behaglichen Zuhause von Millionen lebender Zellen aus Organismen, die längst gestorben sind, aber deren einzelne Bausteine bei guter Betreuung in dieser künstlichen Umgebung bis zum Nimmerleinstag weiterleben. Der Anblick erinnert ihn an ein Bild Rembrandts, auf dem ein toter Straßenräuber zu sehen ist, nackt auf dem Seziertisch des Anatomen *Dr. Nicolaes Tulp*

liegend und umgeben von vornübergebeugten Gestalten, die mit ernster Miene den Meister fragend anblicken.

Da steht Agatha, die streitbare Dozentin, die Wangen leicht gerötet und ihr bohrender Blick auf Schrulling gerichtet. Daneben, in geduckter Haltung und überlangem weißen Labormantel, lugt der kleine Pablo, Jungforscher aus Montevideo, über die Schulter von Sophia, Doktorandin aus Kiew, die ihrerseits ein sicheres Plätzchen in Agathas Windschatten aufgesucht hat. Tim, der technische Assistent kauert versunken wie *Rodins Denker* auf einem der schwarzen Laborhocker, den Blick auf den Boden gerichtet, während Fanni, die Ziehmutter der Zellen, angestrengt durch die Glasscheibe ins Innere des Brutschranks starrt. Schrulling streift mit einem flüchtigen Blick die Gesichter und überlegt kurz, welche seiner Problemlösungsstrategien hier am besten zur Anwendung kommen sollte. Die Luft um ihn herum ist irgendwie elektrisch aufgeladen, es scheint zu knistern. *Panik auf der Titanic*, mit dieser Feststellung versucht er die *Scherzstrategie*, was aber die Gesichter wenig aufzuhellen scheint. Agatha zeigt mit spitzem Finger in Richtung Brutschrank. *Der Tod geht um*, sagt sie etwas maniert und wirft energisch ihre dunklen Haare in den Nacken. Beim Wort *Tod* geht ein kurzer Schauer durch Pablos zusammengesunkenen Körper und Sophias Blick wirkt zunehmend gläsern. Während Tims Kopf unwillig die Denkerpose verlässt und seine Augen ziellos die weiße Decke über ihm mustern, fügt Fanni noch *Ursache unbekannt* hinzu.

Währenddessen schweifen Schrullings Gedanken zurück in die Vergangenheit. Wie oft schon hat er solche Situationen erlebt. Er kennt dieses dumpfe Gefühl von Ratlosigkeit, das sich wie ein hochinfektiöses Virus in den Gehirnen einnisten kann und jeden kreativen Gedanken im Vornherein im Keim erstickt. Immer wieder hat er sich aufgerafft und sich mit seinen Mitarbeitern auf die Jagd nach den Ursachen begeben, Hypothesen geschmiedet,

getestet und wieder verworfen. Bis eines Tages, wie aus heiterem Himmel, das Problem von selbst verschwunden ist, ohne erkennbaren Grund. Zurück lässt so eine vorübergehende *Gefängnisrevolte*, wie Schrulling das Massensterben von Zellen im Brutschrank einmal genannt hat, zwei Lager. *Lager eins* ist glücklich, dass alles vorüber ist, während *Lager zwei* unglücklich ist, dass das Rätsel noch ungelöst ist. Altgediente Forscher wie er unterstützten eher *Lager eins*, während sie aufkeimende Verschwörungstheorien von *Lager zwei* wegzulachen versuchten.

Mit solchen Gedanken im Kopf begibt sich Schrulling mit seinen Leuten in das obere Geschoß des Instituts. Er macht das Schlusslicht dieser kleinen Prozession, die einen kurzen Zwischenstopp in der engen Institutsküche einlegt. Dort staut es sich um die Schweizer Kaffeemaschine, die stampfend und dampfend zu Höchstform aufläuft. Agatha macht sich kunstvoll einen Macchiato, Pablo hält bescheiden sein winziges Tässchen für einen Espresso bereit, andere haben den Wasserkocher für ihren Tee angeworfen. Schrullings Finger gleiten über das warme Chrom der Maschine. So zuverlässig wie diese Maschine arbeitet wünschte er sich das Zelleben unten im Brutschrank, ein wohl hoffnungsloser Wunsch. Manchmal beneidet er die Forscher der toten Materie, Physiker zum Beispiel. Kein Problem mit Reproduzierbarkeit, wenn's einmal klappt, klappt es immer. Eher haben sie das Problem der falschen Hypothesen, die sie testen. Wir testen auch Hypothesen, häufig auch falsche, sinniert Schrulling. Doch unsere Materie lebt und das schafft Raum für *Graustufen*, erwünschte und unerwünschte. Während der Kaffee in seine Tasse strömt, ruft er sich in Erinnerung, dass es die Vielzahl der Graustufen ist, die letztlich das Riesenheer der Bioforscher am Leben erhalten. Dieser Gedanke hat etwas Beruhigendes an sich und so schlendert

er entspannt in den kleinen Konferenzraum, gleich neben der Küche.

Dort sitzen schon seine Leute und rühren in ihren Tassen. Die helle Frühlingssonne bahnt sich ihren Weg durch eine der Oberlichten und wirft ihren harten Morgenstrahl auf die grüne Tafel am oberen Ende des Raums. *Wenn das so weiter geht, können wir einpacken*, eröffnet Agatha gereizt die Runde. *Dann machen wir eben ein Kaffeehaus auf*, versucht Schrulling scherzhaft gegenzusteuern. Pablos Gesicht hellt sich kurz dankbar auf, während Sophia deutlich geräuschvoller in ihrer Tasse rührt. *Die Zellen sterben einfach*, sagt Fanni mutlos und streichelt mit ihren Fingerkuppen den Schreibblock vor ihr. Während seine Mitarbeiter ihrem Unmut freien Lauf lassen, wandern Schrullings Gedanken weit zurück, ins Jahr 1958, als diese Zellen aus der Niere eines *Beagle* in die Forschungslabore gelangten. Und jetzt, nach beinahe 60 Jahren spinnen sie, sterben einfach. Patienten enttäuschen Ärzte, wenn sie sterben, Zellen enttäuschen Forscher, wenn sie schlapp machen, sagt sich Schrulling, eigentlich dasselbe Phänomen.

Die Morgensonne hat sich inzwischen zurückgezogen und den Raum in indifferenten Grautönen zurückgelassen. *Wer hat zuletzt die Zellen gefüttert?* hört sich Schrulling fragen und ahnt, dass ihn die Antwort wenig weiterbringen wird. *Das war in letzter Zeit mein Job, sie kriegen alles, was sie brauchen*, meldet sich gähnend Tim zu Wort. *Ernährungsfehler sind ausgeschlossen*, lässt sich Agatha vernehmen, während sie nervös mit dem Fingernagel einen Kaffeekleks an ihrer Tasse entfernt, *das Zellmedium ist wie der Big Mac bei McDonald's immer gleich, Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr. Da kann man einfach nichts falsch machen*“ fügt sie noch hinzu. Schrulling fragt nachdenklich und kaum hörbar, *Zucker ist also der einzige Bestandteil, den wir noch hinzufügen? Ja, und dann wird*

sorgfältig gerührt, um den Zucker aufzulösen, ergänzt Fanni eifrig.

Vor seinem geistigen Auge sieht Schrulling, wie sich die Zuckerkristalle im bernsteinfarbenen Medium in mäandernde Schlieren auflösen und langsam verdämmern. Toter Zucker, sinniert Schrulling, totes Zellfutter. Vielleicht aber, kommt es Schrulling plötzlich in den Sinn, ist Zucker nur bei flüchtiger Betrachtung *tot*? In Gedanken sieht er den impulsiven Tim, wie er den Zucker mit ausladender Bewegung lawinenartig im Medium versenkt, während Fanni die Zuckerkristalle mit einem kleinen Löffel langsam und behutsam in den Glaskolben rieseln lässt. Darüber, *wie* Forscher arbeiten, wird nie in wissenschaftlichen Publikationen berichtet, denkt Schrulling, und er erinnert sich an die nüchterne Analyse eines namhaften Wissenschaftsjournals, dass von zehn wissenschaftlichen Experimenten nur eines davon in einem anderen Laboratorium reproduzierbar ist. Das weist doch darauf hin, dass beim Experimentieren Dinge eine Rolle spielen, die der Aufmerksamkeit eines Forschers entgehen. Eine abstruse Vorstellung beginnt Schrulling zu befallen. Was nun, wenn Zucker in weiterem Sinne gar nicht *tot* ist? Wenn es nicht nur mit den klassischen Eigenschaften ausgestattet ist, die in jedem Chemieschinken stehen? Wenn es auf seine Weise lebt und mit uns spricht, in einer Sprache, die wir noch nicht verstehen? Eigentlich schämt er sich für diese Gedanken, sie sind ketzerisch und wissenschaftlich geradezu unanständig. Er sieht die Gesichter seiner Leute vor sich, wenn er ihnen dieses Zerrbild eines bislang sprachlosen Moleküls zu vermitteln versuchte, Agathas ungläubigen Blick, Sophias fassungslose Miene, Tims spöttisches Grinsen. Doch auf einmal scheint ihm das egal zu sein. *Land in Sicht, wir sterben nicht*, sagt Schrulling vielsagend und fühlt sich großartig dabei. Mit diesem Motto beendet er die Diskussion. Seine Leute verlassen etwas betreten den

Raum. Schrulling geht als letzter, beschwingt und erleichtert.

Lebender Zucker – diese geradezu makabre Idee beflügelt ihn.